

# Illustrirte Frauen-Zeitung

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverwandt fl. 1.60). — Berlin und Wien, 15. September 1899. — M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverwandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Liebe.

Novelle von Luise Westkirch.

(Schluß.)

Buschwender trat schweigend zurück. Kathrin aber lief und lief. Bald fand sie, die sie suchte. Wie sie plötzlich verschwunden gewesen waren, so tauchten sie unversehens wieder auf. Ihr war der Athem knapp, als wäre sie einer großen Gefahr entronnen. Aber sie lachte und sprach laut. Zu dumm, diese Männer mit ihrer Lieb! Was eine Frau von ihnen verlangte, das thaten sie pünktlich wie die Hampelmänner, die man am Faden zieht: „jezt zappelt, und jetzt haltst Ruh.“ Wohlverstanden, ihre eigene Frau mußte es nicht sein, die zog; nach der Hochzeit versagte der Faden. Sie hätte an Buschwender's Platz sein sollen, allein mit dem Mädchen, nach dem er verlangte, und dies Mädchen, so erregt und warm und läppisch offen, wie sie's gewesen war! — Aber es war gut, wie es war; sehr gut!

Während sie sprach und lachte, sah sie den grünen Waldsack vor sich, die tief hängenden Buchenzweige, die rauhe Rinde des gefällten Stammes zwischen hochragendem Kraut, das Wässerchen, das sonnetupft hinsickerte. Es war wie eine Vision, wie ein Alpdrücken. Es reizte sie, es machte sie toll.

Als sie, in die Waldwirthschaft zurückkehrend, Buschwender vorfand, der stumm und demüthig, mit traurig vorwurfsvollem Blick sich zu ihr gesellte, regte sich etwas in ihr wie Haß. Sie that, als sähe sie ihn nicht, sie wandte sich an die anderen Burschen, besonders an Schreiber, spielte kokett mit seiner Rosenknope, schaute ihn so strahlend an, wie sie nie einen Mann angesehen hatte, und sah ihn gar nicht, und wußte nicht, was sie sprach, sah nur den anderen und dachte: „Der verträgt alles! Wie thust Du ihm weh, so weh, daß er's nicht mehr verträgt?“

Da man nun ausbrach, stand plötzlich Buschwender wieder neben ihr.

„Noch zwei Worte, Fräulein.“

Sein Gesicht sah finster aus. Eine plötzliche Angst ergriff sie.

„Ich wußt' wirklich nit, Herr Buschwender. Gered't haben wir doch genug mit einander.“

Er hörte nicht auf ihre Einrede. Er hatte ihre Hand gefaßt, fest wie in einem Schraubstock, und zog sie auf den wenig betretenen Pfad, der um den Wirthschaftsgarten herum lief.

„Was Sie mir anthun, Fräulein Kathrin, das ist nicht schön und nicht recht,“ sagte er leise. „Aber davon wollen wir jetzt nicht reden.“

Eine große Enttäuschung löste das Zittern ab, die jähe Schwäche, die sie bei seinem energischen Vorgehen ergriffen hatte. Davon wollte er nicht reden? Davon nicht? — Aber dazu hatte er doch Grund, der Narr! Wovon denn?

„— Auf das, was Sie sich selbst anthun, will ich als ehrlicher Freund Sie aufmerksam machen. Sie haben sich heut' Abend nicht betragen, wie es einem anständigen Mädchen ziemt. Einige fangen schon an, Sie nicht mehr dafür zu halten, und das Ende, wenn Sie auf diesem abschüssigen Weg verharren, ist, daß Sie aufgehört werden, es zu sein.“

Jetzt lodhte ein besinnungsloser Zorn in ihr auf. So kühl und klar und schulmeisterhaft kanzelte er sie ab, er, dessen Herz sie voll eifersüchtiger Leidenschaft glaubte, blutend von ihren grausamen Krallenhieben! In diesem Augenblick schien's ihr, als könne sie ihn erwürgen.

„Erlauben Sie, Herr Buschwender —“

„Nein, ich erlaube Ihnen nicht, sich zu Grunde zu richten, wenn ich Sie daran verhindern kann. Sie scheuen die Mühsal eines Hauswesens, die Brutalität eines Mannes in der Ehe; unter dem Druck der Rechtlosigkeit und Schande außer der Ehe wird beides noch in ganz anderem Maß auf Ihnen lasten.“

Vor ihren Augen tanzten rothe Flammen. „Was ich zu thun habe, weiß ich allein,“ stieß sie hervor und hatte kaum Athem, zu sprechen. „Aber, wenn Sie's durchaus nit lassen können, den Tugendwächter bei einem Mädchen abzugeben, denn so können Sie das näher haben, mein' ich, und bei Einer, die Sie mehr angeht als ich.“

Da schrie sie auf. Am Handgelenk hatte er sie herumgewirbelt, zwang sie, ihm in die Augen zu sehen. „Wer ist gemeint?“

Sie schwieg. Der Zorn hatte es aus ihr herausgeschlagen. Gern hätte sie das schlimme Wort zurückgehabt.

Aber er hatte ihre Schultern gepackt und rüttelte sie.

„Antwort! Antwort! — Auf wen geht's? Auf — auf meine Schwester?“

Er that ihr weh. „Ja!“ stieß sie trotzig hervor.

„Lügnerin!“

Sie antwortete nicht.

„— Und er?“ fragte er weiter. „Er?“

„Ach, lassen Sie mich aus!“

Sie versuchte, sich loszuringen. Er drückte sie an sich, daß ihr der Athem verging, seine Hand zuckte nach ihrer Kehle, als wollte er sie erwürgen. „Ich bring' Dich um! — Wer?“

„Wenn Sie's denn durchaus wissen wollen, — der junge Herr Ritter.“

„O Du! — Und an so Eine wirft man sein Herz weg, an so Eine! Ein Mädchen, das ihr so herzlich entgegenkam! Es ist gemein, schmutzig! Pfui! —“ Er befaß sich. „Wem hast Du Deine höllische Lüge schon eingespritzt? — Antworte! — Wem?“

Sie rang nach Luft. „Keinem! Auf Ehr' und Seligkeit! — Und hätten Sie mich nit so wild gemacht eben — Lassen Sie mich los, ich bitt' Sie! Ich erwid' ja!“

Ueber die Hecke her drang das Geschwirr fröhlicher Menschenstimmen. Hier draußen war sie allein mit ihm, und durch das Halbdunkel des sinkenden Tages und der schattenden Bäume sah sie das weiße Gesicht des Mannes über sich leuchten, seine Augen sie ansunkeln in einem Grimm, vor dem sie sich klein fühlte, während wie der Sturmwind seine leise aber scharf gegliederte Rede über sie hinbrauste.



Großmutter erzählt. Nach dem Gemälde von Paul Wagner.  
Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

„Glende Kreatur! die für Liebe Gift giebt, — mit Dir bin ich fertig. Vor mir brauchst nicht mehr fortzuläufen. In Ewigkeit will ich nichts von Dir. Aber Eins merk' Dir! Hast Du gewußt, was mir meine Schwester ist? — Natürlich hast Du's! sonst hättest Du mir ja das nicht gesagt, gelogen, nicht gerade das! — Nun denn, ich bring' Dich um, um wenn ich drum sterben muß, ich mach' Dich kalt, wenn Du einer Menschenseele Deine infame Verleumdung wiederholst. Ich spaffe nicht. Wahr' Dich. — Und nun, mir aus dem Weg!“

Er schleuderte sie von sich, so heftig, daß sie, ausgleitend, mit der Stirn gegen einen Baumstamm schlug. Sie taumelte zur Erde. Er sah's nicht mehr. Sie hatte auch nicht geschrien. Lautlos war sie zu Boden gestürzt, und dort kauerte sie jetzt und wischte das Blut ab, das ihr über das Gesicht lief auf die neue Jacke, ganz langsam wischte sie's ab in einem großen, seltsamen Staunen, das sie hinderte, zu weinen.

Sie hörte, daß Anna nach ihr rief. Sie ließ sie rufen. Sie saß in die Dunkelheit gewickelt wie in einen Mantel, ganz ruhig, mit einem wunderlichen Wohlgefühl im Herzen, das still geworden war in einer gewissen feierlichen Ergebung wie die Bäume um sie her, einem Glück, zu ernst zu Scherz und Lachen, zu tief selbst zur Rede.

Anna, die nicht abließ zu suchen, fand sie endlich und schrie auf, als sie sie auf dem Boden sah, das Gesicht voll Blut.

„Hingeschlagen bin ich halt,“ erklärte sie, langsam aufstehend, „gestolpert über einen Baumknochen.“

Wo denn Buschwender sei? Man hatte gemeint, sie wäre mit ihm.

„Buschwender? Der wird heimgegangen sein mit der Kräulein Tilli.“

Die Frauen bestanden darauf, ihr in der Küche des Solals das Blut abzuwaschen. Dann brach man auf.

Kathrin that die Lippen nicht auseinander. Aber Doris sagte: ganz gewiß habe sie das Fieber, das sähe man deutlich an den großen, glänzenden Augen, und sie solle nur aufpassen, sonst schlage es ins Hirn, und dann sei der Mensch gleich hin. Mit ihres Mannes Tante sei es gerade so gewesen. Worauf alle Frauen Kathrin beschworen, doch ja aufzupassen.

Die nickte stumm und schlüpfte fort in ihr Haus und ohne Gruß und Wort durch die Küche, vorüber an ihren verwunderten Logis-Wirthen in ihre Kammer, glücklich über den kleinen Raum, den Kasten, in dem sie allein sein durfte.

Inzwischen war Buschwender heimgestürzt, ohne auf seine Schwester zu warten, zu wenig Herr seiner selbst, um eines anderen Gegenwart zu ertragen. Anfangs, während er, das Gewühl froh ermüdeter Spaziergänger durchschneidend, unter den dunkeln Baumtronen hinstief, war keine andere Empfindung in ihm als Entzündung, Entrüstung, daß die Verleumdung an seine Schwester sich wagte, Entrüstung, daß gerade das Mädchen, das er liebte, es sein mußte, die das abscheuliche Wort gesprochen hatte. Das würde er ihr nie vergeben, das nicht! Er verachtete sie.

Noch während er in der kleinen Küche auf und nieder rannte, die Heimkehr der Schwester erwartend, wiederholte er sich immerfort, daß er sie verachtete. Von den Wänden glänzten die blanken Pfannen und Kessel auf ihn herab, die leuchtend sauberen Töpfe auf mit zierlich ausgezacktem Papier belegten Borden, Tilli's Werk. Ihr Strickzeug lag in einem hübschen Körbchen am Fenster neben einem Buch, in dem sie abends las. Wie konnte man sie! sie! verdächtigen? Wie konnte man? — Er fuhr zusammen, er blieb stehen, sein Blut floß nun schon ruhiger. Ja, wie konnte man?

Diesmal fragte er's ohne Entrüstung, ganz sachlich. Wie konnte sie? Wie kam sie auf diese, gerade diese ganz bestimmte Beschuldigung? Aus Bosheit, Klatschsucht? Bosheit erfindet Geschichten, sie erfindet keine Namen. Und nun stieg ihm etwas wie eine Feuerkugel die Brust heraus und füllte ihm die Kehle, daß er kaum athmen konnte.

Gegen zehn kam Tilli die Treppe heraufgelaufen. Eilfertig riß sie die Thür auf.

„Bist Du hier, Heinz? — Wie hab' ich Dich gesucht! Wo bleibst Du nur. Heinrich! um Gotteswillen! was ist mit Dir?“

Er trat langsam auf sie zu, sagte ihre Handgelenke, zog sie in's Licht der Lampe.

„Ist's wahr?“ presste er durch die Zähne.

Da stieß sie einen wilden Schrei aus. „Du weißt's! O Gott! Heinrich, was soll aus mir werden?“

Laut ausschleichend warf sie sich über den Tisch. Eine furchtbare Pause entstand, ihm schlugen die Zähne auf einander.

„Ich weiß — nicht alles,“ jagte er endlich langsam. „Rede!“

Und da sie nur fortfuhr zu schluchzen, setzte er hart hinzu: „Zum Heulen wird Dir Zeit bleiben. Jetzt bekenne.“

„O,“ wehrte sie, „Du darfst nichts Schlechtes denken! — Wenn ich Dir's nicht längst gesagt habe, lieber, lieber Heinrich! Glaub' doch nur, ich hätt's gern gethan. Aber er —“

„Er? — Das ist Cäsar Ritter.“

„Ja —“

Er lachte wild auf. Keine Lüge! Keine Verleumdung; Wahrheit. „Natürlich, daß er's nicht wolle!“

„O, wenn Du so hart, so höhnisch mit mir sprichst, — wie soll ich Dir's sagen?“ rief sie außer sich.

Mit einer Geduld, die er nur schwer dem in ihm lodhenden Fieber abzwang, brachte er es dann heraus.

Cäsar Ritter war ihr auf ihrem Heimweg aus dem Putzgeschäft öfter begegnet, später hatte er sie begleitet, ihr von Liebe gesprochen. Er war kein schlechter Mensch, nur schwach, und er fühlte das selbst. Er brauchte ein Weib, das gleichsam einen moralischen Halt für ihn abgab. Das konnte nur eine sein, die er liebte. Seine Verwandten planten eine reiche Partie für ihn. Aber er liebte sie. Als Lohn für ihre Treue und Verschwiegenheit ließ er hinter Schleiern und geheimnißvollen Hindernissen, fern im letzten Hintergrund der Zukunft die Heirath tanzen, wie man Kindern vor dem Fest die Weihnachtspuppen im Spiegel zeigt. Buschwender schäumte, daß seine kluge Schwester sich in einer so plumpen Falle gefangen hatte.

Und nun hub der heiße Ringkampf zwischen den Geschwistern an, der Mann die Vernunft, die Erfahrung ins Feld führend, den bekannten Ruf des Liebhabers, mit dem Grimm, der schonungslosen Bitterkeit, die aus seinem eigenen Liebesleid quoll, aus der Geringschätzung, mit der er heute auf das Weib schaute. Und sie, die arme Thörin, ihre Liebe vertheidigend; mit Händeringen, mit Schluchzen, mit heiligen Schwüren immer wieder die Reinheit ihrer Beziehungen, die Ehrlichkeit des geliebten Mannes dem höhnisch Ungläubigen betheuern.

Heinrich Buschwender blieb unerbittlich. Die elterliche Autorität, die seine Aufzucht des hilflosen Kindes ihm verlieh, setzte er voll ein für seinen Willen, befahl, wo es ihm nicht gelang, zu überzeugen. Seine Schwester betrat das Putzgeschäft nicht wieder. Er aber würde morgen mit Cäsar Ritter sprechen. Ziel die Antwort aus, wie er sie voraus sah, dann verließ Tilli am nächsten Tag die Stadt, reiste zu einer Verwandten nach Berlin, dort sich nach neuer Arbeit umzuthun. Er hörte auf kein Bitten, er gewährte keinen Aufschub. Er that seine Schuldigkeit. Er rettete sie diesmal, falls sie noch zu retten war. Aber er vergab ihr die Täuschung seines Vertrauens nie.

Ein einsamer Mensch, ging er auf seine Kammer. Als er am nächsten Morgen zur Arbeit antrat, erschien er sich selbst ein Greis.

Er hoffte nichts mehr. Nur etwas zu thun gab's noch für ihn auf der Welt: Cäsar Ritter zur Rechenschaft ziehen, und wenn der ihn hochfahrend und höhnisch abwies, — er ballte die Faust, — je nun, es würde sich finden. Wenn einer nichts mehr zu verlieren hat! — An der Comptoir-Thür auf ihn wartend, sah er die Arbeiter und Arbeiterinnen zum Thor hercinziehen, sah auf Kathrin's Stirn das blutige Mal und erschraf davor wie vor einem Gespenst.

Am liebsten wäre er dem Mädchen gar nicht wieder unter die Augen getreten, aber einmal mußte er sie noch anreden. Er mußte wissen, von wannen ihr die böse Kunde gekommen war. Denn er war entschlossen, ganze Arbeit zu machen, den Funken des Veredens auszutreten, ehe er zur Flamme wurde.

Cäsar Ritter kam nicht. Buschwender mußte an die Arbeit.

Sobald die Frühstückspause begann, stand er wieder an der Comptoir-Thür, lauernd mit heißem Blick. Einmal würde er ja kommen!

Da legte eine Hand sich fest auf seinen Arm. Sich umwendend erkannte er Kathrin. Er starrte sie an, er fand kein Wort. Sie aber sprach leise und herzlich:

„Was wollen Sie auch mit dem? Das ist ja, als wenn Sie die Hand in heißen Drei stecken thäten. Zu fassen kriegen Sie nix, bloß die Finger verbrennen Sie sich!“

„Es muß doch sein,“ sagte er abwehrend und starrte das Mal an ihrer Stirn an.

Sie blieb neben ihm stehen, schweigend.

Eine Weile verharrten beide ganz stumm. Er rang hart mit sich, er fühlte, es war seine Pflicht, ihr zu sagen, daß sie recht gehabt hatte, ihr abzubitten, und konnt's nicht über die Lippen bringen. Wozu auch? Es war ja nun doch alles aus. Dem zärtlich Werben-

den war sie ausgewichen, den brutalen Gewaltmenschen würde sie verabscheuen.

Da machte sie eine leise Bewegung. Er sah ihre großen Augen bittend, in Thränen schwimmend auf sich gerichtet, ihre runde Kinderhand streckte sich zitternd und zaghaft ihm entgegen.

„Es war häßlich von mir. Seien Sie mir wieder gut. Bitte —“

Die Höfe, die Gebäude wirbelten vor seinen Augen. „Du kommst zu mir? Du bittest mir ab? Du mir?! Kathel —“

„Es laßt mich halt kein' Ruh —“

„So hast Du mich lieb?“ Er zog sie an sich.

„Du fürchtest Dich nicht mehr vor mir! Du hast mich lieb, trotzdem —“

Sie schüttelte den Kopf. „Nit trotzdem, sondern deswegen.“

„Wie das?“

„Weiß nit. Hast mich halt verhext. Die Lieb is mir angefliegen aus den Funken, die Dein Zorn gesprüht hat, zugleich mit dem Respect vor Dir, der mir aufgestiegen ist aus Deiner gerechten Wuth. Weißt, ich mein', ich hab' die harte Spindel blitzen sehen unter dem weichen Garn, — aber sie hat mir nit mißfallen, beileib nit.“

„Und Du vertraust mir jetzt?“

Sie sah ihn an, halb schelmisch, halb schen. „Leicht auch vertrau' ich nit. Leicht magst mich ärgern und quälen. Leicht magst mir all' das Herzleid anthun, was der Anna ihr Mann ihr angethan hat. Aber schau, wann ich's voraus wußt' zur Stund', 's wär drum nit anders. So müßt' ich thun.“ Sie schlang die Arme um seinen Hals. „Ich könnt's nit ändern, ich hab' Dich lieb.“ Die Thränen traten ihr in die Augen. „Gelt, so dumm? Nit ein Haar breit gescheidter als all' die anderen! Un dacht's so fein einzurichten.“

„Ist Dir's leid?“ fragte er sie küßend.

Da lachte sie durch ihre Thränen.

„Nein!“

In diesem Augenblick drängte ein Schwarm Arbeiter aus dem Eßsaal, lachend, schwägend; ein anderer Schwarm, aus dem Vorhof kommend, begegnete ihm. Ihre Stimmen schwirrten durcheinander, aber die hohe Stimme Schreibers schwebte über allen.

„Minners, wüßt Euch die Stiefel, kauft Euch 'nen neuen Schlips. Sonnabend is Suppe feng (souper fin) bei uns.“

„Woll, die ganze Spinnerei soll mit Verlobung feiern,“ sagte ein alter Spinner. „Bier un Würst un ein Geldgeschenk für jeden Arbeiter! Anständig is der Alte immer.“

„Verlobung?“ Buschwender trat einen Schritt vor. „Verlobung —“

„Mensch, haste denn geschlafen, daß Du vom helllichten Dage nicht du weißt? Natürlich Verlobung! Der junge Herr Cäsar heirathet doch in 'ne Fabrik am Rhein. Seine Partie, scheint's.“

Im Vorüberlaufen hatte es der Mann gerufen. Die zusammengelassenen Schwärme strömten weiter, einem leeren Schuppen zu, in dem der erste Betriebsleiter das Fest-Programm zu entwickeln schien.

Buschwender stand wie entrückt. „Verlobt — verlobt — ja so!“ Da hatte er seine Antwort, klar und einfach und präzise. In ihrer kühlen Bestimmtheit schien sie ihm ein Hohn auf seinen Eifer, seine Leidenschaft. Aufgeregt fuhr seine Hand in die Brusttasche, in der ein Messer steckte, — für alle Fälle.

Da fühlte er wieder Kathrin's Finger auf seinen. „Das ist ja gut, Heinz; das ist arg gut. Das Allerbeste.“

Er strich sich über die Stirn. Wie Gespenster vor dem Hahnenschrei, so schwand vor dem Ton dieser Stimme sein Traum von gewaltfamer Vergeltung. Er selbst erschraf jetzt davor. Ja, es war gut. Heilung ist besser als Rache. Die Erbitterung gegen seine Schwester löste sich in diesem Augenblick in Erbarmen. Lieb' ist Lieb', sie sei klug oder thöricht. Wer sie gewaltfam ausreißen muß, läßt ein Stück vom Herzen dabei.

„Arme Tilli!“ murmelte er.

Und dann wandte er die Augen auf seine junge Braut, deren Zuneigung nicht monatelanges, geduldiges Werben, sondern ein Moment des Jähzorns ihm erungen hatte. Dunkel zog's ihm durch die Seele: Liebe ist immer Räthsel und Zauber. Wer kann sagen, woraus sie geboren wird, woran sie stirbt? Vielleicht starb die Tilli's rasch, vielleicht blühte auf dem Grab doppelt kraftvoll eine schönere auf. Wer in das Reich der Gefühle tief im Herzen tritt, tritt in das Reich der Mächten. Hier geschehen Wunder noch alle Tage. Das Unwahrscheinlichste ist Wahrheit. Er hatte es an sich erfahren, und sein beglücktes Herz war still in Hoffnung für sich und sie.



lassen hat. Nun aber rückt auch die Reichshauptstadt in Reich und Glied ein; und zwar sind es zwei geschätzte Künstlerinnen, die Fräulein Clara Lobedan und Hildegard Lehnert, die sich diesem Gebiete zugewandt haben. Mit Hilfe eines wackeren Meisters, den sie für ihre Wünsche zu interessieren verstanden, haben sie sich erst in mannigfachen Experimenten mit der Technik vertraut gemacht; jetzt sind sie nun so weit, daß sie ihre Arbeiten, die bisher nur kleineren Kreisen bekannt geworden waren, durch eine kleine Sonder-Collection auf der diesjährigen Berliner Kunst-Ausstellung auch dem großen Publicum zugänglich machen können. Die charakteristischen Arbeiten dieser Collection geben unsere Abbildungen wieder.

Die Lehnert-Lobedan'schen Arbeiten bestehen aus Vasen aller Art, Blumenkübeln, Blumentöpfen, Tellern u. dergl. m. Die Formen sind durchgängig einfach und kräftig; gelegentlich erinnern sie an die Formen deutscher Bauerntopfereien. Damit stimmt auch der durchgängig schlichte Charakter der Decoration gut überein; der Fehler der französischen Keramik, die Decoration zu reich und üppig zu gestalten, ist vermieden; kräftige geometrische Zeichnungen oder einfach stilisirte Pflanzenbilder geben, eingeritzt oder aufgelegt, zumeist die Decoration ab, auch sind gelegentlich die Ueberraschungen des Brandes selbst mit Geschick für die decorative Wirkung ausgenutzt worden. Die hauptsächlich verwandten Farben der Glasur sind ein tiefes Blau, Grün in verschiedener Nuancen, ein schönes Kastanienbraun, auch Gelb; in jüngster Zeit ist eine hübsche irisirende Glasur erzielt worden.

Den Hauptvorzug der Arbeiten der beiden Damen möchte ich darin erblicken, daß sie nicht mehr sein wollen, als sie sind. Sie stellen sich nicht als bedeutende Kunstwerke uns vor, sondern als gefällige, schlichte, natürliche Ausführungen gesunder Ideen und praktischer Bedürfnisse. Dadurch und durch den Vorzug, daß sie im Preise hinter den ähnlichen Erzeugnissen anderer deutscher Künstler gewöhnlich zurückbleiben, zeigen sie sich für die wirkliche Verwendung im Heim bestimmt. Zweifellos: wir besitzen originellere Kunsttopfereien; aber abgesehen davon, daß sie ganz erheblich theurer sind, ist auch die Aufmerksamkeit lebhaft fesselnde Originalität meines Erachtens ein zweifelhafter Vorzug. Denn all diese Blumenbehälter sollen ja



Kürbisflasche mit einradirten Pfefferbaum-Zweigen.



Gefäß mit aufgelegten Blumen.



Henkelkrug mit vertieftem Ornament.



Decorations-Gefäß mit tiefmodellirten weißen Anemonen.



Schale mit Ebereschen.



Henkel-Gefäß mit einradirten Blumen.



Schale mit einradirten Kastanienzweigen.



Teller mit gemalten Lilien.

doch erst in der Vereinigung mit den hineingehörigen Blumen, die nach Farbe und Form zu ihnen passend gewählt sein müssen, ihre rechte und ganze Wirkung entfalten. Die Schönheit der Blumen soll uns nicht die gefällige Erscheinung der Vase, aber die prunkende und geistreiche Vase darf uns auch nicht die Lieblichkeit der Kinder Flora's vergessen machen. Erst zusammen bilden sie das rechte Ganze, und darum ertheilen wir doch schließlich den Topfereien den Preis, die im Adel und in der Harmonie von Farbe und Formen einen einfachen, aber der Bestimmung angemessenen Reiz besitzen. Darauf aber, daß bei all diesen Kunsttopfereien die Bestimmung nicht vergessen werde, wird besonderer Werth zu legen sein. All das, was man jetzt Gegenstände des „reinen Decors“ zu nennen pflegt, ist doch eigentlich nur überflüssiger Krimschramm, ist die alte Nipp-sache in vergrößertem Formate und veränderter Gestalt. Ein unverbildetes Gefühl will in einer Vase lebende Blumen sehen und wird an einem unbenuzten, verstaubten, sozusagen toden Blumengefäße auch dann Anstoß nehmen, wenn es ihm als „Decorations-Object“ gerühmt wird. Ist, was wir benutzen, schön ausgestattet, so wird es die beste Decoration bilden, und wir ersparen uns todte, zwecklose Schaustücke. In diesen Bestrebungen dürfen die Damen Lobedan und Lehnert als Bundesgenossinnen genannt und empfohlen werden, und es ist zu wünschen und zu hoffen, daß sie ihr Werk fortsetzen, verbessern und vertiefen werden.

Regionen bewohnen, die nur von schrägeren, matten Strahlen der Sonne getroffen werden, oder die zur Winterszeit wochenlang Nacht umfängt. Alles Lebendige, vom kleinsten Gräschen bis zum Menschen, strebt dem Lichte und der Wärme zu, und deshalb ist es natürlich, daß bei allen Völkern die Sonne in hohem Ansehen stand, ja bei manchen, vor allen bei den alten Peruanern, als ein göttliches Wesen verehrt wurde. So ist die Sonne seit den ältesten Zeiten als der wichtigste Himmelskörper betrachtet worden; aber über diese allgemeine Ansicht sind im Alterthum selbst die Weisen Griechenlands nicht viel hinausgekommen. Es scheint, daß sich die Alten aber auch nicht sehr darum bemüht haben, etwas Genaueres über die Sonne und ihre Beziehungen zur Erde zu ermitteln, sie hielten offenbar dafür, daß wir hierüber nichts wissen können; allein wenn wir vernehmen, daß ein alter griechischer Philosoph lehrte, die Sonne habe einen Durchmesser von einem Fuß, so muß man gestehen, daß es mit der Weisheit dieses Mannes nicht weit her sein konnte. Denn dem einfachsten Verstande, wenn er nur über die Sache nachdenkt, wird ohne weiteres klar, daß ein Himmelskörper, den man gleichzeitig und in der gleichen Größe an sehr weit von einander liegenden Orten der Erde sehen kann, außerordentlich weit von uns entfernt sein und daß er demzufolge auch sehr groß sein muß, wenn er noch von uns gesehen wird. Dies ist auch einigen denkenden Männern im alten Griechenland klar geworden, und wir vernehmen, daß einer derselben, — der berühmte Philosoph Anaxagoras, — gelehrt habe, die Sonne sei so groß wie der Peloponnes (die heutige Halbinsel Morea). Das entspricht ungefähr einer Fläche von etwa vierhundert Quadratmeilen und mag den alten Griechen als recht erheblich vorgekommen sein. Denn zur Zeit der höchsten

Blüthe des hellenischen Volkes hatte dasselbe von der Größe und Entfernung der Himmelskörper nur sehr beschränkte Begriffe. In einer dichterischen Schilderung des Hesiodos heißt es vom Sturz der Titanen: „Wenn neun Tage und Nächte ein eberner Ambros fiele vom Himmel, am zehnten erst käm' er zur Erde.“ Damit wollte der Dichter die ungeheure, für ihn unfasslich große Entfernung des Himmelsgewölbes von der Erde ausdrücken. Wenn man seine Angaben, gemäß unseren heutigen Kenntnissen über die Fallgeschwindigkeit der Körper an der Erdoberfläche und in größeren Entfernungen von derselben, berechnet, so findet sich, daß in der angegebenen Zeit ein Körper aus einer Entfernung von siebenundsechzig Tausend dreihundertsechshundfünfzig deutschen Meilen freifallend den Erdboden erreichen würde. Das ist eine ganz respectable Entfernung, aber mit der Entfernung der Sonne verglichen, ist sie sehr unbedeutend. Denn die Sonne befindet sich, in runder Zahl, zwanzig Millionen Meilen von uns entfernt. Um sich einen richtigen Begriff von dieser Entfernung zu machen, kann man daran erinnern, daß der schnellste Eisenbahnzug, etwa ein solcher, der mit der Geschwindigkeit des Orient-Expresszuges fährt, doch mehr als dreihundertsechszwanzig Jahre gebrauchen würde, um die Distanz von der Erde bis zur Sonne zu durchmessen. Der Schall würde schon rascher zum Ziele kommen, da er in fünfzehn Jahren diese Strecke zurücklegen könnte, während das Licht, der schnellste Bote durch die Himmelsräume, den wir kennen, schon in acht ein Drittel Minuten diesen ungeheuren Weg durchfliegt. Jeder Lichtstrahl also, der von der Sonne unser Auge trifft, hat acht ein Drittel Minute früher die Sonnenoberfläche verlassen. Wenn nun die Sonne trotz ihrer ungeheuren Entfernung von uns noch so groß erscheint, wie es wirklich der Fall ist, so muß sie

nothwendiger Weise von ungeheuren Dimensionen sein. Die Berechnungen der Astronomen ergeben, daß der Durchmesser der Sonne eine Million dreihundertsechshundertachtzig Tausend Kilometer beträgt oder einhundertneunmal so viel als der Durchmesser der Erde. Darnach übertrifft die Oberfläche der Sonne die Erdoberfläche elf Tausend achthundertmal an Größe, und die Sonnenkraft ist so gewaltig, daß daraus eine Million dreihundert Tausend Kugeln gebildet werden könnten, von denen jede so groß wäre, wie die Erdoberfläche. Hiernach kann man sich die ungeheure Größe der Sonne vorstellen; oder vielmehr man kann es nicht! Denn unsere Phantasie ist nicht im Stande, sich einen Weltkörper von solchen Dimensionen auszumalen; wir vernennen die Zahlen für diese Größenverhältnisse, aber vergebens ringt unser Vorstellungsbild, sich ein entsprechendes Bild derselben zu

machen. Ich will daher nur zur Charakterisirung dieser Größe beifügen, daß, wenn die Sonne hohl wäre, und die Erde sich in ihrem Mittelpunkt befände, der Mond innerhalb dieses hohlen Kugelraums sich umgestört um die Erde bewegen könnte; ja selbst wenn er fast noch einmal so weit von uns entfernt wäre, so würde er noch innerhalb des Sonnenballes um die Erde laufen können. Dieser ungeheure Ball ist nun eine einzige Gluthmasse, er besteht durch und durch aus glühender Materie, ja selbst in der äußersten Schicht ist seine Temperatur so hoch, daß wir auf der Erde keinen Hitzegrad zu erzeugen vermögen, welcher derselben gleich käme. Denn selbst die über dem eigentlichen Sonnenballe ruhende Sonnen-Atmosphäre ist ein glühendes Gas, in welchem sich eine Menge der verschiedensten Elemente z. B. Eisen, Blei, Zink, Wasserstoff, Aluminium und andere im Zustande glühenden Dampfes befinden. Man mag sich aber vorstellen, welche Hitze dazu gehört, das Eisen in glühenden Dampf zu verwandeln! So ungeheuer heiß sind also die äußersten Theile der Sonnenhülle; im Innern des Sonnenkörpers muß die Gluth noch unvergleichlich höher sein, ja man weiß gar nicht, in welchem Zustande das Sonnen-Innere ist, ob gasförmig oder flüssig. In Folge der unermesslichen Hitze müßte die Materie im Innern der Sonne völlig vergast sein, allein der ungeheure Druck der darüber lagernden äußeren Massen muß dieses Gas wieder so zusammenpressen, daß es flüssig wird. Genaueres hierüber weiß man, wie gesagt, nicht und wird es auch vermuthlich niemals erfahren. Die ungeheure, im Sonnenball aufgespeicherte Hitze aber ist es, von der die Erde seit Bestehen des organischen Lebens die zum Unterhalte desselben nothwendige Wärme erhält. Wäre der Sonnenball nicht so ungeheuer groß und glühend, so wäre er längst im

Rachbrust verboten.

Sonne, Erde und Menschen.

Von Dr. Herm. J. Klein.

Wenn die Sonne auf den Flügeln der Morgenröthe am Osthimmel emporsteigt, so überzieht sie nicht nur die Natur ringsum mit ihrem goldenen Lichte, sondern auch das menschliche Gemüth wird erheitert, und die Spannkraft des Geistes empfängt neuen Schwung. Weiter sorglos sind die Bewohner jener Himmelsreiche, denen Sonnenlicht und Sonnenwärme in reichster Fülle zu theil werden, ernst und verschlossen, unablässig bedröht und bedrängt von der Noth des Daseins dagegen die Volksstämme, welche die kalten

Moderne Kunsttopfereien von Clara Lobedan und Hildegard Lehnert.



Zuf dem Königssee. Nach dem Gemälde von B. Gause  
Photographie-Verglag von G. Feuer & Stimpf in Berlin.

Nachdruck verboten.

### Lachender Herbst.

Novelle von Leo Hildek.



ein, Herr Doctor! Das war abscheulich! „Hierher! Grethe, Du bist daran! Was wird denn da heimlich verhandelt?“ „Nichts! Oscar, lang' gut! So! Hollah, — hollah, Conny!“

Für sie, die droben am Fenster stand und malte, war es nur so ein Geräusch, was da von unten aus dem Garten heraufschallte; aber ein liebes, heiteres Geräusch, das gut zu ihrer Stimmung paßte und zu dem hellen, fast weißen, wolkenlosen Herbsthimmel. Bis ferthin streckten sich Gärten und Anlagen, alle in leuchtenden Farben prangend; zwischen dem noch zierlich üppigen Grün schon roth und gelb flammendes Weinlaub, vollbeladene Kesseln- und Firsichbäume. Gerade konnte sie noch den oberen Theil eines Birnbäumchens sehen, er war ganz schlank und theilte sich an der Spitze zu einer zierlich mageren, dreißtägigen Krone; dabei hing er über und über voll großer bräunlichgrüner Birnen; er sah aus, als sei er mit Gloden behangen. Und ganz fern wiegte eine gewaltige Pappel ihr Haupt im Herbstwinde, langsam und pathetisch vor dem weißlichen Himmel, sodas das Licht zwischen ihrem nur wenig gelichteten Laub hindurchblitzte. Zwischen all dieser Pracht gab es auch Häuser; doch schien von hier oben ihre steife Ordnung gleichsam aufgelöst; anstatt sich würdig und ehrbar aufzureihen, standen sie ganz leichtsinnig und willkürlich in den Gärten umher, als ob sie davon gelaufen seien, um sich einmal so recht von Herzen der lustigen Nachmittagssonne zu freuen.

Und ein recht lustiges Farbenspiel entstand denn auch auf der Leinwand, die als kleines Viereck vor der Malerin auf der Staffelei lehnte. „Nur so ein paar Herbstfarben“ sollten es werden, eine ganz anspruchslose kleine Skizze, aber heiter und glühend, wie die Malerin alles das empfand, was ihr heute durch die Augen in die Seele ging. Sie war ja keine große Malerin, lieber Himmel nein, das wußte sie schon seit Jahren, und sie war nicht unter dieser Erkenntnis zusammengebrochen und verzweifelt, so wenig, wie sie sich von anderen über ihrem Haupte eingestürzten Hoffnungen hatte zerschmettern lassen. Auch zur milden Resignation hatte sie keine Anlage, zu diesem schön geglätteten Abgestorbensein, das man euphemistisch „Abgestorbtheit“ zu nennen beliebt. Trotz ihrer acht- unddreißig Jahre konnte sie noch lachen, sich ärgern, weinen und sich freuen wie nur je; keine Widerwärtigkeit, keine Enttäuschung hatte in ihrer klaren, kräftigen Seele eine brüdicke Stelle zurückgelassen. Immer noch hatte das Leben Reiz für sie; sie nahm es, wie es ihr kam, und blidte ihm ins Auge, gleichviel ob es ihr zulächelte oder die Stirne kraus zog. Und jetzt hätte sie wirklich Grund gehabt, ein wenig unbehaglich an die Zukunft zu denken. In wenigen Wochen heirathete ihre Nichte, die drunten mit dem Verlobten und ein paar Bettern und Cousinen das ganz unmoderne Meisenspiel spielte, und deren belle Stimme alle Augenblicke wie von einem unterdrückten Juchzen begleitet heraufscholl. Ja, und dann? Der Neffe war auch schon auf der Universität; und so mußte ihr Erziehungswehler an den beiden früh Verwaisten als vollendet aufgegeben werden. Conny wollte sie mitnehmen in die junge Häuslichkeit, — ja wohl! Als fünftes Rad am Wagen mitlaufen, oder gar bei dem glücklichen Paar den Störfried spielen? Eher doch noch ganz allein bleiben — und malen. — Ja, von Genie konnte keine Rede sein. Nicht die geringste Erfindungsgabe, — kein inneres Schauen, wie es die großen Schaffenden auszeichnet und sie zu ihren Werken gleichsam zwingt, aber doch das tiefe, glückliche Verstehen des Schönen, eine gesunde, innige, warme Freude daran, und ein reiches Erfassen und Weitergeben der schönen Naturdinge, die auf sie wirken. — Das freilich ist auch etwas, das manchmal die Seele befriedigend ausfüllt, — manchmal. — Der Freund neigt sie: „Sehen Sie, Fräulein Seffi, — Sie sind eben auch nur ein reproductives Talent, wie alle Frauen.“ — Dann wird sie heftig, zu seinem Gaudium, dann führt sie alle die Frauen an, die nach ihrer Meinung mehr als nur reproductiv schaffen, oder sie behauptet, daß schließlich alles künstlerische Wirken im höheren Sinne ein reproductives sei. — „Bis auf die Musik,“ sagt er dann, „und darum auch haben wir keine bedeutenden Komponistinnen.“

Schredlich, dieser Mensch! Und daß sie immer wieder darauf hineinfällt und sich ärgert! Denn weiter will er ja nichts; dann lacht er mit seinem tiefen, behaglichen Lachen in sich hinein und fragt: „Wie alt sind Sie doch gleich, Fräulein Seffi? Schon achtzehn?“ Das ist doch wirklich eine Grobheit, so etwas zu einer alten Jungfer von achtunddreißig Jahren zu sagen. Sie hätte dann Lust, ihm böse zu werden, aber das geht doch nicht, einem so alten, bewährten Freunde gegenüber; und sie wird nur noch einmal heftig und sagt: „Einem alten Herrn von achtundvierzig Jahren kann man nichts übel nehmen, — Ihre Jahre geben Ihnen einen Freibuß,“ — oder dergleichen. Und schließlich lachen sie beide, und er fängt an, sie von einer anderen Seite her zu nicken. — „Es steht Ihnen gar zu nett, Fräulein Seffi, wenn Sie die Stirn so in Falten ziehen; Sie haben dann ein ganz rundes Grübchen gerade über der Nasenwurzel, — das geb' ich nicht für ein ganzes Rittergut her.“ — Und sie darauf: „Bitte, keine Diviſion, warten Sie gefälligst bis zu meinem Hinscheiden.“ Und er dann treuherzig-schelmisch: „Als ob ich das erlebte! Bei der Trauernachricht sinke ich direct unheilbar todt um.“

Ja, wenn der Freund nicht wäre! Längst hat sie Palette und Pinsel aus der Hand gelegt. Nun ergreift sie die Palette von neuem, geht ein wenig Terpentiner darauf und beginnt, sie zu reinigen. Sie thut es mechanisch, ruckweise, läßt ihre Augen durch das einfache, kleine Atelier schweifen. Sie bleiben auf einem Tischchen haften; eigentlich ist es ein alter eingelegter Schachtel, und zwischen den kleinen, alten Holz- und Eichenbeinwerkstücken, die darauf stehen, erhebt sich inmitten ein in milden Aquarell-Farben bemalter, breiter, schlächter Holzrahmen mit der Photographie eines Herrn in mittleren Jahren. Er hat ein nicht schönes, aber angenehmes Gesicht mit tiefgelegenden, gutmüthig schalkhaften Augen, und eine auffallend intelligente Stirn, nur daß sie zu hoch ist. Der ganze Kopf ist Stirn, wie Seffi ihren Freund zu hänseln pflegt; nur über den Schlafen ein paar lichte Büschelchen sandfarbenen Haars, sonst ist das Haupt voll-

kommen schlaf und glänzt, als sei es polirt. Ja, ja, und so viel Wiße er selber darüber macht, — dieser lahle Schädel ist seine schwache Seite; zwar ist er so klug, über die Nedereien der anderen mitzulachen, aber immer ist es ihr, als blide zwischen dem Lachen eine kleine Traurigkeit hindurch. Und zuweilen sagt er auch mit unverhohlenem Bedauern: „Jetzt beklage ich mich nicht mehr darüber, — aber daß ich schon mit vierundzwanzig Jahren gerade so ausseh, — das war doch eine unverdiente Heimjuchung.“ Gewiß war es deshalb, daß er ihr durchaus dies Bild nicht geben wollte zu ihrem letzten Geburtstage; aber sie hatte es auf ihren Wunschzettel geschrieben, und so konnte er nicht anders. Auch die Schmierereien und das Tischchen selbst stammen von ihm; ebenso das schöne dunkle, polirte Holzstückchen mit dem eingelegten Perlmutterrand, sein erstes Geschenk, das er ihr damals gebracht, vor achtzehn Jahren, als sie noch hoffte. — Das Kästchen stammte von seiner Mutter, das hatte er selbst gefügt, und so etwas bringt man doch nicht einer gleichgültigen Bekannten. Wie hätte sie damals nicht hoffen sollen! Und dann — dann. — Wie die Jahre hingingen, und er ein so seltsam bitteres Wesen annahm, — kurze Zeit nur, — und sie ihm aus Trotz gegen sich selbst sagte, daß eine andere, ihre Jugendfreundin, ihn liebe, und er zugriff, diese so unbedeutende, farblose Persönlichkeit als seine Frau heimführte, — warum? mein Gott, warum? Wie sein Schatten war diese Frau gewesen in der kurzen Ehe, immer neben ihm, immer Ja sagend, seine Ansichten und Urtheile bis zum Ueberdruß wiederholend, ohne eine Spur von Eigenart, von Geist, von Initiative. — Nun war sie seit zehn Jahren todt. Er war gleich nach ihrem Hinscheiden um einen langen Urlaub eingekommen, denn seine Gesundheit hatte gelitten, und erst nach einem Jahre war er heimgekehrt, erfrischt, gekräftigt und ohne Zeichen einer tiefen Trauer. Die Frau hatte ihn nicht zu befriedigen vermocht, und so konnte ihr Verlust ihm nicht mehr als der eines minderwertigen Familiengliedes sein, den man bedauert, aber der keine tieferen Spuren hinterläßt. Und das alte, vertraute Freundschafts- und Nederverhältniß hatte allmählich wieder Platz gegriffen. — Wenn es nur so bleibt! — Denn sonst, — was soll sie sonst auf der Welt? Es ist doch eine Befriedigung, zu wissen, daß man einem theuern Menschen etwas ist, etwas, das ihm kein anderer sein kann. Kein anderer, — keine andere, — wirklich nicht? Aber weshalb hat er denn nie —

Nein, nein. Nur nicht wieder diesem Quälgedanken verfallen. Denn dann ist es, als streife ihre Hand einen Stachel, der in ihrem Herzen sitzt, — dann ist es, als habe er sie schmächt. — Aber wie? Als ob sie sich jemals auch nur das geringste äußere Zeichen ihrer lebenslangen Neigung würde verziehen haben! Sie war von denen, die den Mädchenstolz über alles halten und eher sterben würden, als dem Manne ihr Gefühl verrathen, ehe er gesprochen hat. —

Vielleicht ist es nicht das Richtige. — Pah, aber es ist ihre Natur so. Niemals hätte sie aus Mitleid geheiratet sein mögen. Und ist das Leben denn nicht noch voller Sonne? Kann sie nicht lachen, wie vor Jahren, sich nicht der schönen Dinge um sie her freuen, intensiver als in ihrer Jugend? Wie schön, wie schön ist der Herbst da draußen!

Sie ertappt sich darauf, wie sie vor dem eingelegten Tischchen steht und schmeichelnd über den blindefnen Deckel des alten, polirten Holzstückchens hintritt. Dafür hat sie doch immer eine ganz besondere Vorliebe. Es ist so blank, so blank, — wie — wie sein Schädel! Und nun muß sie wieder vor sich hinlachen. Und sie tritt vor ihr Bildchen und sieht es gleichsam mit fremden Augen an. Mit seinen Augen. Es gefällt ihr plötzlich, und sie weiß in diesem Augenblicke ganz genau, daß es auch ihm gefallen wird. Es ist etwas jaudzendes Freudiges darin; kein krankes, trübeliges Welken, sondern ein heiteres Verglihen. Die Natur erscheint ihr wie ein Kind, das sich vor Abend noch einmal jubelnd austobt, um dann lächelnd einzuschlafen. —

„Tante! Tante Seffi!“ schallt es aus dem Garten heran.

Sie streckt den Kopf aus dem Fenster und sieht ihre Nichte drunten stehen und den Arm schwenken.

„Tante, Du hast Besuch!“

„Du hast lieben Besuch!“ fügt ihr Verlobter mit niedlicher Betonung hinzu. Und dann lachen beide. Neben ihnen sieht sie jemand, der den Hut zieht, — ein spiegelblanker Kopf wird sichtbar mit einem geradezu verblüffenden bläulichen Glanzlicht darauf.

„Fräulein Seffi, soll ich hinaufkommen?“ schallt es in den tiefen, klangvollen Bass, den sie so gern hört.

Sie erröthet vor Vergnügen. Der Tag scheint gut zu enden, — dieser Schluß hatte ihm gerade noch gefehlt.

„Ich komme hinunter, Director!“

Eilig streift sie die Handvoll gebrauchter Pinsel in den Seifen-topf, läuft topflos im Atelier umher, um irgend welcher nicht vorhandenen Unordnung zu steuern, und eilt dann hinaus. Wie ein Trommelwirbel klingt das Geräusch ihrer treppod eilenden Füße. Aber plötzlich mäht sie ihre Schnelligkeit. Man könnte weiß Gott denken — schredlich, — Seffi muß sich manchmal erst auf ihr Alter befinden und auf die ihm zukommende Würde. Nur nicht lächerlich sein, — weder vor sich selbst noch vor anderen!

Mit ruhigen, leichten Schritten geht sie vollends die Treppe hinab, kreuzt den Hausflur und den kleinen, gepflasterten Hof und tritt in den Garten hinaus. Das junge Volk begrüßt sie mit heiteren Zurufen. Sie eilt unter den stiegenden Reifen hindurch, deren zwei sich gerade über ihrem Haupte in der Luft kreuzen. Der Director steht vor einem gewölbten Beet, das ein alter, breitweigiger Rosenbusch beherrscht.

„Sehen Sie nur, Fräulein Seffi, — Ihr Djonbusch hat ja noch Knospen, zu dieser Jahreszeit!“ ruft er ihr entgegen und weist mit der Linken auf den Strauch mit den blanken dunklen Blättern, zwischen denen zwei dicke, feste Knospen hervorlugen. Mit der Rechten zieht er den Hut; dann reicht er ihr die Hand.

„Aber warum denn nicht?“ erwidert sie lustig. „Sie haben ja auch noch gute Ideen, — manchmal wenigstens.“

Kräftig erwidert sie seinen festen Händedruck.

„Was, — beim ersten Gruß schon die Feindseligkeiten zu eröffnen —!“

„Feindselig nennen Sie das, wenn ich Sie mit einem Rosenstrauch vergleiche? Diese Annahme! Als ob jemals ein Mensch Sie durch einen so poetischen Vergleich geehrt hätte!“

„Bitte sehr! Wie oft hat man mich schon mit dem Wood verglichen!“ Er zieht den Hut und läßt seine Glatze leuchten.



„Eduard, —“ sagt sie leise und wankt halb ohnmächtig gegen ihn, über ihn, ihr Kopf sinkt ihm auf die Schulter Er ist aufgesprungen und hält sie.

„Seffi, — um Himmelswillen, Seffi, — was ist das?“ Sie legt ihm beide Arme um den Hals. „Nur einmal —!“ bittet sie mit fast verzagendem Munde, „nur einmal! Ich hätte fast vergessen, daß es zu spät ist! Warum fragst Du nicht deutlicher? Ich bin halb gestorben im Warten, — ich hatte nichts gefunden, — ich wußte von nichts —“

Erschüttert stehen sie aneinander gelehnt. Sie fühlt ihn von Kopf zu Füßen erzittern. Dann zieht sie seinen Kopf herunter und küßt ihn mitten auf die Glatze.

„So,“ sagt sie mit vor verhaltenem Weinen zudendem Munde, „so, — das war der Strich unter der Rechnung. — Jetzt, — jetzt bin ich wieder achtunddreißig Jahr alt.“ Sie läßt ihn frei und richtet sich auf. Eine schmerzvolle Kraft durchströmt sie; jetzt weiß sie, daß sie den Kampf mit der Welt aufnehmen kann. Nicht um Vergangenes weinen, — keine Schwäche! Dazu ist keine Zeit mehr in ihrem Leben.

In plötzlicher Beschämung über das, was sie gethan, hat sie sich von dem Freunde abgewandt und blickt hinaus, empor. Droben am Himmel hat sich das Roth der schwebenden Wölkchen vertieft; feuergehügelte steuern sie nach Westen, der Sonne nach, als wollten sie zur Quelle des Lichtes zurück, um sich ihr aufs neue zu vereinen.

Da zuckt Seffi zusammen. Ein leises Lachen ist an ihr Ohr gedrungen, und ein umschlingender Arm zieht sie sanft und unwiderstehlich zu sich heran.

„Liebe! Liebste!“ sagt der Freund heiter und mit gedämpfter Stimme. „Eigentlich ist es ja zum Weinen, wie wir zwei uns um einen ganzen, langen Lebenssommer voll Glück betrogen haben. — Aber ich bitte Dich, — laß uns nicht bitter sein! Sieh, der Herbst ist ja auch noch schön! Wenn wir bis heute stark genug waren, diesen Herbst, ohne vereint zu sein, doch lachend zu genießen, — warum sollten wir jetzt nicht weiter lachen können, da wir uns gefunden haben? Und warum sollten wir uns wieder lassen, nachdem wir uns gefunden haben? Es müßte denn sein, —“ und die alte Schelmerie ist in seinem Ton und in seinem Gesicht, — „daß Du jetzt etwas anderes und besseres von der Zukunft erwartest, daß Du nicht darauf verzichtest willst, eine große Künstlerin zu werden.“

„Halb weinend, halb lachend schmiegt sie sich an ihn; jetzt legt sie ihm die Hand auf den Mund.“

„Als wenn ich eine hätte werden können, ohne Dich! Soll ich eine werden, so werde ich sie mit Dir, durch Dich; und wenn nicht —“

Sie lehnt den Kopf gegen seine Schulter zurück und lacht hell auf vor Freude.

„Wenn nicht, — Du, dann haben wir doch genug zu thun —: im Herbst haben wir den ganzen, langen Sommer nachzuholen!“

Rachdruck verboten.

### Auf dem Königssee.

Nach dem Gemälde von W. Gause. — Siehe Seite 141.

**N**ir zogen, den Rucksack auf dem Rücken, von Reichenhall nach Berchtesgaden fröhlich unsere Straße, um dem schönsten See Deutschlands, dem Königssee, einen Besuch abzustatten, und freuten uns schon in dem Gedanken, nun bald auf seinen grünen Fluthen schaukeln zu können. Uns war der Königssee schon ein alter Bekannter, trotzdem wir ihn bisher noch nie gesehen hatten; sind doch in jeder Bildergalerie, in jeder Kunst-Ausstellung zahlreiche Gemälde von ihm zu finden, ganz zu schweigen von den vielen Photographien in den Schaufenstern der Kunsthandlungen. — Als kurz vor Berchtesgaden der Wapmann vor uns auftauchte, machten wir recht betrübte Gesichter: der Bergrieße hatte eine Kappe aufgesetzt. Das war kein gutes Zeichen, auch hatte man uns gesagt, daß der Königssee seine volle Schönheit nur dann zeige, wenn die Berge keine Schleier tragen. Wir ließen uns die Laune aber nicht verderben, sondern beschlossen, unseren Besuch bis zum nächsten Morgen zu verschieben und uns heute die liebliche Stadt Berchtesgaden anzusehen. Unser Weg führte uns auch zu dem in der Nähe befindlichen Salzbergwerk, und ehe wir uns verabschiedeten, fuhren wir im Grubenmittel und marschirten in die dunkle Tiefe des Berges. Einen Kilometer weit mochten wir wohl, immer aufwärts steigend, gegangen sein, da that sich vor uns eine von zahllosen Cellampfen erleuchtete Höhle auf, — wir standen vor einem Salzsee, in dessen schwarzen Fluthen sich die Lichter spiegelten. Ein Nachen nahm uns auf, und anstatt auf den grünen Wellen des Königssees zu schaukeln, wie wir uns vorgenommen, gondelten wir schweigend auf der dickflüssigen Salzfluth im Innern des Berges, als ginge es der Unterwelt zu. In die Unterwelt mußten wir auch, aber die Fahrt war lustig. Raum hatten wir wieder „Land“ unter den Füßen, da nahmen wir auf einer Rutschbahn Platz, — einer glatt polirten Rinne aus festem Holz, — auf der wir bis zur nächsten Stollen-Etage hinabzugleiten hatten. Ein stattlicher Bergmann, die glimmende Laterne im Gürtel, nahm als vorderster Platz, wir hinter ihm, einer dicht an den anderen gedrängt. Jetzt gab der Führer einen schnellen Ruck und — hui! — sausten wir hinunter, daß die Luft am Ohre pffiff. Dann bestiegen wir einen „Hund“ und rollten auf abschüssiger Bahn hinab, immer

schleuniger, immer schneller. Die Felswände, vom ungewissen Lichte der Laternen erhellt, huschten geistesstarr an uns vorüber; wir bogen um scharfe Ecken, und immer noch umgab uns die rabenschwarze Finsterniß des Erdinnern. Aber da tauchte fern ein heller Stern auf, er wächst und wächst zur lichten Pforte, und aufatmend fanden wir uns wieder unterm Lichte der goldenen Sonne, das gar lieblich in den dichten Wipfeln der Kastanien spielte.

Am nächsten Morgen langten wir schon in thautiger Fröhe am Königssee an. Wir waren die Ersten am Plage und hatten die Freude, unbehelligt von lautem Geschwäz, unangebrachten Wigen und verunglückten Jodlern, uns dem mächtigen Zauber, den die Bergnatur hier entfaltet, hingeben zu können. Wir stiegen vom Landungssteg in ein Boot, und leise ruderten uns ein rüstiges Dirndl und ein starker Burische in der kleidsamen Landestracht über die tiefgrüne Fluth. Von dem See ist noch nicht viel zu sehen: eine kleine Bucht, im Hintergrunde abgeschlossen durch eine steile Felswand. Zur Linken, hinter Baumgruppen versteckt, zeigt sich der Wiebel einer Villa, zur Rechten das kleine Inselchen Christinger, auf dem ein bescheidenes Heiligthum steht. Je weiter wir aber fahren, desto mehr entfaltet sich die Landschaft in ihrer ganzen Großartigkeit. Langsam gleiten wir dahin über die spiegelglatte Fläche, in stiller Andacht vor der gewaltigen Kraft dieser Hochnatur. Prall springen die Wände oft mehr als tausend Meter unmittelbar aus dem See empor, sodas kein Vogel an ihnen Fuß fassen könnte. Die kahle, steile Wand zu unserer Rechten ist die Falkensteinwand. Hier und da erblicken wir dicht über dem See kleine Erinnerungstafeln; sie sind zum Andenken an Menschen angebracht, die hier einst von Felsen abgestürzt sind und einen jähen Tod in den Wellen fanden. Nie hat man ihre Leichen gefunden, sagt unser Bootsführer, der See giebt seine Opfer nicht wieder heraus. — Zu unserer Linken ist der Malerwinkel, eine Bucht, von der aus der See als Landschaftsbild sich am vollkommensten darbietet und inselgedieffen immer wieder gemalt, gezeichnet und photographirt wird. — Schon längst erblickt man in weiter Ferne eine Häusergruppe, die wie ein winziges Spielzeug auf dem Wasser zu schwimmen scheint. Wir kommen näher und näher und betreten endlich das kleine dreieckige Thälchen, auf dem unter alten Lindenbäumen das Jagdschloß St. Bartholomä liegt. Dicht hinter ihm thürmen sich in drohender Pracht gewaltige Berg-Blaster auf; das Fußgestell des steinernen Meeres, dessen höchste Spitze die Schönfeldspitze ist, und der Wapmann. Ramentlich der Wapmann gewährt von hier aus einen unbeschreiblichen Anblick, er scheint unnahbar zu sein, und in der That ist es bisher nur wenigen waghalsigen Bergsteigern gelungen, ihn von dieser Seite zu bestiegen. Ein graubärtiger Förster schraubte ein Fernrohr an einen Baum und lud uns ein, hindurchzusehen. Wir erblickten nur Felsengestein und Schnee. Der Alte schmunzelt und bedeutet uns, genauer hinzusehen, und richtig, — dort bewegt sich etwas: ein schlanker Gernsbod ast in den Bergen und scheint mit höflicher Ruhe auf uns niederzuäugen!

Und wieder gleitet unser Nachen südwärts, bis wir an der schmalen Landzunge zwischen Königs- und Obersee an Land gehen. An dem herzoglichen Jagdschloßchen vorbei, erreichen wir den Strand des Oberen Sees, des andächtig feierlichen Bergjuwels, dessen Schönheit nicht zu beschreiben ist. Zur Rechten wie zur Linken schließen gewaltige Felswände ihn ein,

im Hintergrunde liegt eine einsame Alm, und über dieser schwingen sich zwei schroffe Felspitzen, die Teufelshörner, empor; inmitten dieser gigantischen Bergwelt liegt der See ernst und kristallhell da. Wir sind versucht die Landschaft mit einem Riesendom, von Riesen errichtet, zu vergleichen, in dem das leise Rauschen des Wasserfalles die Orgel spielt. Fast gewaltsam reißen wir uns los, so schwer können wir uns trennen; aber wir haben ja noch die Rückfahrt vor uns, auf der wir das bisher Gesehene noch einmal genießen werden.

Unauslöschlich ist der Eindruck, den wir empfangen haben, schweigend und in uns gelehrt wanderten wir wieder nach Berchtesgaden. Wie schön muß nun erst der See im Winter sein, fragten wir uns, wenn sein Wasser zu kristallklarem Eis erstarrt ist und die Bergriesen bis unten mit glitzerndem Schnee bedeckt sind? Hans Hoffmann erzählt von einem Manne, der fuhr von Leipzig geradezu über München nach Berchtesgaden und von da an den Königssee. Und dann zu Schlittschuh in den frühen Vollmond hinein über die spiegelglatte Eisfläche zwischen den silbernen Bergen hin. Der Genuß muß überwältigend sein! Leider aber können nur wenige Sterbliche ihn sich gestatten.

Rachdruck verboten.

### Schutz gegen den Wurmfraß.

**S**ie wissen, verehrte Leserin, schon einmal mitummer entdedt, daß ein Möbelstück, das längere Zeit hindurch unbenutzt gestanden, den Larven des Bohrkäfers zum Opfer gefallen war. Außen mit kleinen Löchern übersät, von denen jedes den Eingang zu einem Kanale bildet, ist das Holz im Innern zu Wurm-Mehl verarbeitet. Und gerade das harte Holz der Eichen und Buchen bevorzugen diese kleinen verborgenen Feinde, während sie das weiche der Tannen, Nichten, Linden, Kappeln u. a. meist verschonen. Ein Mittel, Holz oder hölzerne Gegenstände, die man längere Zeit in abgelegenen Räumen unbenutzt aufzubewahren gezwungen ist, vor den Larven der Bohrkäfer zu schützen, kannte man bisher nicht. Jetzt erst ist eine Entdeckung gemacht worden, die uns für die Zukunft wenigstens ermöglicht, alle Holzarten vor Wurmfruchtigkeit zu schützen. Ein wesentlicher Bestandtheil vieler Holzarten ist Stärke. Schon früher hatte der Franzose Emile Mer entdedt, daß das von den Larven bevorzugte Holz sehr starkhaltig ist, das von ihnen verbrauchte Holz aber, das Wurm-Mehl, gar keine Stärke mehr enthält. Daraus und aus der Erfahrung, daß immer nur der starkhaltige Splint, niemals das starklose Kernholz der Eiche von den Larven angegriffen wird, schloß er, daß die Stärke es sei, die die Tiere anziehe. Und wirklich, als er einen Haufen Eichenstämme, denen zur Hälfte die Stärke entzogen war, drei Jahre unberührt gelassen hatte, zeigte sich, daß die Bohrkäfer-Larven des Splint der starkhaltigen Eichenstämme vollständig zu Pulver verarbeitet hatten, während die starklosen gänzlich unberührt geblieben waren. Ja, die Witterung der Larven für die Stärke im Holze ist so fein, daß durch ihren Angriff erst der Stärkegehalt einzelner kleiner Stellen an Holzern, die für völlig starkfrei galten, entdedt wurde. War es somit außer Zweifel, daß die Larven nur starkhaltiges Holz angreifen, so war der weitere Weg, sich gegen sie zu schützen, von selbst gegeben: es galt, die Holzarten zu entstärken.

Die eben genannten weichholzigen Bäume enthalten nur im Sommer Stärke, im Winter sind sie starklos. Man braucht sie daher nur, um von ihnen wurmfraß-sicheres Holz zu bekommen, im Winter zu fällen. Bei Eichen und Buchen aber muß ein besonderes Verfahren angewandt werden: Die Stämme müssen im Frühjahr geringelt werden, das heißt, die Rinde muß einige Centimeter breit ringförmig abgegriffen werden. Nach etwa eineinviertel Jahr ist der unter dem Ringe befindliche Stamm vollständig entstärkt. Schneller noch, schon nach vier Monaten, wird die Entstärkung erreicht, wenn der Baum zweimal, am Fuße und dicht unter oder über den ersten Zweigen, die dann abgeschnitten werden müssen, geringelt wird. Der Stamm kann dann noch lebend, aber völlig entstärkt, gefällt werden. Also, verehrte Leserin: Wenn es in Ihren Kräften steht, lassen Sie sich künftig Ihr Garten-Spalier nur von Eichen herstellen, die im Winter gefällt sind, und Ihre Möbel von Eichen und Buchen, die in sachkundiger Weise geringelt worden sind.

### Unsere Kinder.



Lieber Baci!

Hier schicke ich Dir unsere Photographie. Die Mizi ist meine Cousine, und der Gusti ist mein Cousin; ich bin vier Jahre alt, spreche ungarisch, nur sehr wenig deutsch und trinke Cacao. Das Christkind war auch in Budapest, hat mir viele schöne Sachen gebracht, auch einen Schlitten, aber keinen Schnee hat es geschickt; aber ich werde warten, Mama sagt, wenn ich brav bin, bekomme ich noch Schnee. Die Mizi ist ein braves Mädchen, sie spielt sehr schön mit mir, der Gusti läuft Schlittschuh; auch ich möchte schon, aber meine Füße sind noch zu klein.

Es grüßt Dich

Budapest. Lajoska. Dieser Brief hat der Lajoska ungarisch seiner Mutter diktiert.

### Redactions-Post.

Frau Gertrud in Rudolfsbad.

„Was nutzt mich der Mantel, wenn er nicht gerollt ist,“ stammt aus der von Wilhelm Camphausen illustrirten, in den „Blühenden Blättern“ von 1847 erschienenen Humoreske „Der Einjährig-Freiwillige auf dem Marsche.“

Margarethe G. in Nürnberg. — Alle Mohammedaner beten ihre Gebete, wie die römischen Katholiken und die Buddhisten, an Rosenkränzen ab. Da der Rosenkranz erst zu den Zeiten der Kreuzzüge bei den römischen Katholiken eingeführt worden ist, so ist es wahrscheinlich, daß diese ihn von den Mohammedanern aus dem Orient entlehnt haben, wie die Muselmanen ihn von den Buddhisten entnahmen. Der mohammedanische Rosenkranz hat hundert Perlen, welche die hundert guten Eigenschaften Gottes bedeuten. Bei den Mohammedanern ist es übrigens keineswegs ein Gebet, welches man mit Abwühlung einer Perle herlegt, sondern man sagt z. B. bei jedem Durchgleiten einer Perle bloß: „Gott,“ oder „Gott verehrt“ etc., oder „Gott ist gelobt“ etc.